

«Mein Glück macht mich etwas demütig»

Olivier Borer ist es gewöhnt, im Fernseh-Studio Sportgrössen nach ihren Erfolgen zu befragen. Für einmal plaudert der Breitenbacher selbst aus dem Nähkästchen.

VON YANN SCHLEGEL

Olivier Borer, Sie haben den Begriff «Siegen» gezogen. Welche Emotion bewegt Sie stärker: Der Sieg oder die Niederlage?

Siegen ist ein Wort, das ich bei der Arbeit täglich verwende. Ich schaue lieber den Siegern zu - aber spannender ist Journalismus über Verlierer. Jene, die auf der Verliererseite stehen, gehen oftmals vergessen, weil Sieger alles überstrahlen.

Ist Ihnen ein bestimmter Verlierer besonders in Erinnerung geblieben?

Viel verloren und doch gewonnen hat der ehemalige Kunstturner Lucas Fischer. Durch Epilepsie verlor er alles, musste die Karriere aufgeben. Er ist der Archetyp eines Verlierers, der sich öffnet und vor der Kamera Tränen zulässt. Jetzt hat er den Rank gefunden und ist zum grossen Sieger geworden. Als es noch die «Sportlounges» gab, begleiteten wir ihn mehrmals. In der Schweiz erleben wir eine Phase mit vielen Gewinnern, haben etliche Sportler, die eine Generation prägen.

Was war Ihr persönlich grösster sportlicher Erfolg?

Resultatmässig war ein Tennis-Vize-Kantonalmeistertitel in Solothurn mein grösster Sieg. Als 18-Jähriger spielte ich im Tennisclub Breitenbach, wo ich aufwuchs. Diese Silbermedaille bewahre ich bis heute in einer Kiste auf dem Estrich auf.

Und im alltäglichen Leben?

Für mich fühlt es sich wie ein Sieg an, bei SRF arbeiten zu dürfen. Es war mein grosses Ziel, es zum Fernsehen zu schaffen - wenn auch nicht zwingend im Sport. Dies ergab sich, weil ich beim Radio hineinrutschte. Mit meiner Familie im Rücken, einer langjährigen Beziehung und als dreifache Götti sehe ich mich auf der Siegerseite.

Vor der Kamera wirken Sie wie ein Glücksbote. Kamten Sie in Ihrem Leben keine düsteren Momente?

Es gab schwierigere Zeiten. Im Alter von 18 oder 19 sah ich mich nicht als Gewinner, kämpfte mit depressiven Verstimmungen. Es war eine Phase, in der ich mich selbst finden musste und mein Coming-out bevorstand. Diese Phase brauchte ich, um



Im Nähkästchen der «Schweiz am Wochenende» befinden sich verschiedene Begriffe. Olivier Borer zog am Moderationstisch das Schlagwort «Siegen».

dorthin zu gelangen, wo ich jetzt bin. Mein Glück macht mich auch ein bisschen demütig. Die meisten Menschen auf dieser Welt haben es nicht so gut wie ich.

Sie sprechen Ihr Coming-out an. Was es in Breitenbach schwieriger, mit der Homosexualität zu leben?

Ich weiss nicht wie es ist, als offen schwuler Mann in Breitenbach zu wohnen. Damals war ich nicht geoutet. Nach dem Coming-out verliess ich das Dorf. Nicht weil ich homosexuell bin, sondern wegen meines Studiums. Ich mache kein Geheimnis aus meiner sexuellen Orientierung, hänge es aber nicht an die grosse Glocke.

Auf Ihrer Website schreiben Sie, Ihr Bezug zum Schwarzbubenland sei «un-gebrochen stark». Woran äussert sich dies, abgesehen vom Dialekt?

Mein Vater und mein Bruder wohnen heute noch in Breitenbach, die Mutter in Laufen. In Basel ging ich mittwochs ins Kino und am Wochenende shoppen. Ohne chauvinistisch klingen zu wollen: Ich bin stolz darauf, diesen Dialekt und die Region beim Fernsehen vertreten zu dürfen.

Ihre Tennis-Leidenschaft ausgenommen, deutet Ihr Lebenslauf nicht auf eine Karriere als Sportjournalist hin. Ich gehöre nicht zu jenen Sportjournalisten, die bereits als Neunjährige vor dem TV sitzen und Fussballspiele nachkommentieren. Während dem Studium bewarb ich mich beim Regionaljournal Aargau/Solothurn. Dort bereitete mir der Sportjournalismus grossen Spass. Später war die «Sportlounges» während vieler Jahre mit längeren Hintergrundgeschichten genau mein Ding, mein Zuhause. Nun habe ich mein Plätzchen ohne «Sportlounges» gefunden.

Ihre Karriere begann im Lokaljournalismus. Gibt es eine Episode, die Sie geprägt hat?

Viele Erinnerungen begleiten mich: Einmal porträtierte ich einen Schafscherer, der seine Wolle nicht verkaufen konnte und sie verbrennen musste. Es war im kleinen Kosmos ein grosses Drama. Der Lokaljournalismus ist eine grosse Perle.

Sie engagierten sich gegen «No-Billag». Wie schliefen Sie in der Nacht vor der Abstimmung?

Ziemlich gut. Vor allem im alten Jahr zehrt der lange Abstimmungskampf an den Kräften. Dann erwachten die Befürworter und die Stimmung kippte. Auch wenn es pathetisch klingt, sehe ich die Ablehnung der No-Billag als Sieg für die Schweiz.

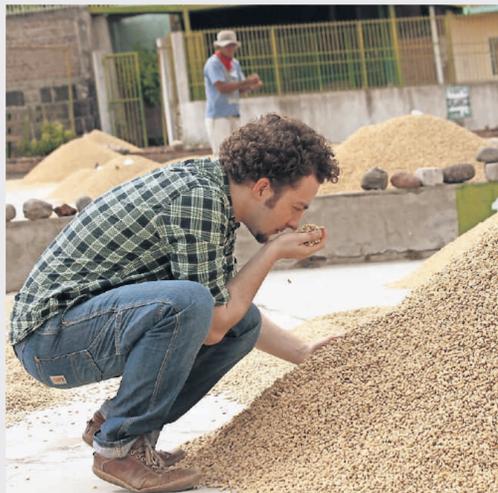
Im Sport geht es immer um Leistung. Gibt es einen Sieg, den Sie einem Sportler wünschen?

Wenn Roger Federer den Wimbledon-Titel nochmals gewinnen würde. Das wäre unglaublich.

Sie begleiten Federer als Journalist. Er wird manchmal kritisiert, weil er sich nicht zu politischen Themen äussert. Wie stehen Sie hierzu?

Ich erlebe Federer meist nur für ein paar Minuten. Aber je älter er wird, desto echter erlebe ich ihn. Zuletzt hatte er für mich mehr Ecken und Kanten. Dass er sich wie viele Sportler nicht zu politischen Themen äussert, finde ich schade. Es sind Menschen wie wir auch. Ich sehe nicht ein, weshalb sie keine Haltung haben dürften. Auch wenn ich verstehe, dass sie weder Fans noch Sponsoren vergraulen wollen.

Der Kaffeemacher: Vom Anbau bis in die Tasse



VON BENJAMIN HOHLMANN

Ein Schluck nur, und es öffnete sich mir eine ganz neue Welt. Ein Barista-meister hatte mir eine Tasse Kaffee zubereitet. Schmeckte wie Kaffee, aber gleichzeitig auch wie Tee. Das Verrückteste: Das Getränk hatte Noten von Erdbeere, fruchtig und süss, ohne die Zugabe von Zucker. Eine Offenbarung - so etwas Komplexes hatte ich noch nie zuvor probiert. Das war vor acht Jahren, und mit dieser Tasse begann meine Reise durch die Welt des Kaffees. Angetrieben von der Begeisterung und Faszination für dieses vielfältige Produkt. Und gleichzeitig bin ich verwundert. Verwundert darüber, wie viel Kaffee getrunken wird und wie wenig über Kaffee und Unterschiede gesprochen wird.

Lassen Sie uns das Kaffeeregale im Supermarkt mit dem Weinregal vergleichen. Wo auf der Weinetikette sehr genau die Rebsorte zu lesen ist, das Terroir, der Produzent, da begnügt sich die Kaffeepackung mit der Bezeichnung «Südostasien» als Herkunftsregion und «Arabica und Ro-

busta» als Sortenbezeichnung. Kaffee aus Südostasien ist ungefähr so präzise wie Wein aus Zentraleuropa. Und Arabica und Robusta bringen es auf eine dreistellige Anzahl von Varietäten. Varietät, das ist das Pendant zu Riesling und Pinot Grigio und heisst hier Bourbon oder Typica.

Kaffee ist nicht gleich Kaffee. Varietäten haben ebenso Einfluss auf den Geschmack wie die Herkunft, die Verarbeitung im Anbaugebiet und die Art und Weise der Röstung. Kaffee aus Brasilien zum Beispiel hat nussig-süsse Geschmacknoten, aus Äthiopien schmeckt er je nach Region nach Erdbeere und Zitrusfrüchten. Blue Batak aus Sumatra kann Noten von Lakritz aufweisen.

Brasilien, der weltweit grösste Produzent, hat seine riesigen Plantagen zur Perfektion getrimmt. Aber auch da gibt es Nischenkaffee, der anders schmeckt. Blumig wie Rosenwasser oder schwer und dicht mit Noten von dunkelster Schokolade. Hier haben Produzenten mit Varietäten experimentiert und mit dem Verarbeitungs-

schnitt, der im Anbaugebiet stattfindet, der Fermentation.

Auch im Verarbeitungsschritt der Röstung wird festgelegt, wie Kaffee schmeckt. Doch die Art der Röstung, die Intensität der Temperatur, die Kontrolle von Luft, die durch die Trommel gleitet; das alles macht den Geschmack aus. Und nicht zuletzt spielt eine entscheidende Rolle, wie hell oder dunkel geröstet wird. Je heller, desto mehr Noten des Terroirs und der Varietät sind zu schmecken. Je dunkler, desto mehr Röstaromen landen in der Tasse. Und die Zubereitung folgt erst nach.

Ich bin Kaffeemacher aus Leidenschaft, und ich knöpfe mir in dieser Kolumne die braune Bohne vor - vom Anbau bis in die Tasse. Wenn Sie Fragen haben, schreiben Sie mir!

Benjamin Hohlmann leitet in Münchenstein die Kaffeeschule Kaffeemacher. Er war Schweizer und deutscher Kaffeemeister, ist Kaffee-Sommelier und betreibt eine Kaffeefarm in Nicaragua, ein Café in Basel sowie eine Rösterei.
benjamin.hohlmann@kaffeemacher.ch

Der Starjournalist in der Asylunterkunft von Therwil

Der afghanische Journalist und Moderator Aslam Timur lebt seit bald drei Jahren als Asylsuchender in Therwil. Jetzt wurde sein Antrag angenommen.

VON BENJAMIN VON WYL

B - dieser Buchstabe ändert den Eindruck, den man von Aslam Timur gewinnt, komplett: Beim ersten Treffen vor ein paar Wochen erzählte er zwar genauso kenntnisreich auf Deutsch von seinem wendungsreichen Leben. Aber nach zwei Jahren und zehn Monaten im Asylverfahren, einem ablehnenden Entscheid und einem hängigen Rekurs wirkte Timur spürbar ernüchtert. Ende April hat der Asylsuchende, der sich 2015 der Schweizer Polizei fast aufzwingen musste, dann einen positiven Bescheid bekommen. Bald wird er ihn in den Händen halten: den Ausländerausweis B.

Sommer 2015. Timur hat Wien erreicht, anders als die meisten will er aber in die Schweiz weiter. Die Schweiz sei von Anfang an das Ziel seiner Flucht gewesen. Er wollte in ein Land, das nie im Krieg war. Der Anzug, den er früher im afghanischen Fernsehen trug, war bisher in seinem Gepäck verstaubt. In Wien zieht er ihn an. So gekleidet wirkt er adrett und offiziell. Andere Flüchtlinge halten ihn für einen Behördenvertreter oder einen Kontrolleur. «Dabei war es für mich das erste Mal, dass ich in einem Zug gesessen bin», lacht Timur heute.

Heute ist es undenkbar, dass man ohne Kontrolle im Railjet von Wien nach Zürich fährt, aber 2015 war es anscheinend noch möglich. In Zürich angekommen, suchte Timur nach Polizisten. Stundenlang traf er keine an - und auch er auf einem Polizeiposten vorstellig geworden war, wollte man ihm erst nicht glauben: Dieser Mann soll direkt aus Afghanistan gekommen sein? Man brachte ihn nach Kreuzlingen, nach etwa einem Monat folgte der Transfer in die Asylunterkunft von Therwil, in der Timur seither lebt.

Nahm kein Blatt vor dem Mund

«Arbeiten ist eine Form des Betens», davon ist Timur überzeugt. Sein Grossvater habe ihm das mitgegeben. Bis ins Alter von 102 habe der einen kleinen Kiosk geführt. 16 Stunden pro Tag arbeitete Timur in Afghanistan, zeitweise lebte er in einer Wohnung oberhalb des Fernsehstudios.

Aslam Timur - seit vorgestern 28 Jahre alt - hat einen Abschluss als Raumplanungsingenieur. Den Beruf hat er aber nie ausgeübt, denn am Ende seines Studiums war Timur bereits ein bekannter Journalist. Fünf Jahre lang stand er vor und hinter der Kamera. Die längste Zeit davon war Timur Moderator der täglichen Morgenshow auf Ayna TV, einem der grössten afghanischen Privatsender. Nach 90 Minuten Live-Sendung war Timur phasenweise als Reporter unterwegs, hostete eine Politsendung speziell für Junge, erledigte Produktions- und Schnittarbeiten oder wirkte in einem Projekt für Frauenrechte. Seine Aufgabe im Frauenrechtsprojekt: Videointerviews und Sensibilisierung im ländlichen Raum.

Zahlreiche Fotos hat Timur von dieser Tätigkeit aufbewahrt. Manchmal sass er nur mit Männern zusammen, manchmal blickten Frauengesichter in die Kamera; eines seiner Fotos zeigt eine Interviewgruppe, in der fast alle vollverschleiert sind. Oft sei er on the road für Mädchenbildung und gegen häusliche Gewalt Leuten begegnet, die noch nie zuvor eine Kamera gesehen hatten. Timur tastete sich an die Frauenthematik langsam ran: Er fragte erst nach den allgemeinen Problemen. Seine eigenen Ansichten gab er erst in kleineren Gruppen preis und thematisierte



Als er mit dem Tod bedroht wurde, beschloss er zu gehen: Aslam Timur in seinem Zimmer in der Asylunterkunft. NARS

dann die heiklen Dinge. Diese Arbeit war nur mit persönlichem Schutz möglich; ein Soldat in Zivil begleitete ihn.

Trotzdem sei er bedroht worden. Die Tätigkeit könne ihm den Tod bringen, liess man ihn wissen. Viele Male. Seine Familie hoffte, er würde sich dem Ingenieurbetrieb zuwenden. Timur machte weiter: «Manche haben gesagt, ich sei verrückt. Dabei ist Journalismus einfach das beste und wichtigste Mittel, um Unrecht aufzuzeigen.» Mit Kritik an den Verhältnissen in Afghanistan habe er bereits früher nicht gespart. Auch heute gibt er klare Kante: «Wenn Zivilisten und Militärs sterben, macht die Regie-

abgelehnten Asylentscheid. «Mein Afghanistan» zeigt Archibilder, die vor Timurs Geburt entstanden sind: westlich gekleidete Frauen, repräsentative Bauten, modernes Leben in den 70er Jahren. «Unter dem letzten König und dem ersten Präsidenten war ein fortschrittliches Leben in Afghanistan möglich - auch wenn für die Armen nicht getan wurde. Heute muss sich mein Vater wie ein Taliban kleiden, damit er in Sicherheit bleibt.» Die Taliban und die konstante Unsicherheit, wer mit ihnen sympathisierte, prägte den afghanischen Alltag und die Politik.

Traum: eigene Filmrube

Von afghanischen Politikern scheint Timur heute wenig zu halten. Er beklagt verdeckte oder gar offene Zusammenarbeit mit Islamisten - und Korruption: «Die Sowjetunion hat Afghanistan zehn Dollar genommen und zwei zurückgegeben. Die USA nehmen Afghanistan zehn Dollar, geben einen zurück und der versickert in der Korruption», so Timur. «Die afghanischen Politiker lieben nur das Geld in ihrer Tasche.»

Vor vier Jahren gab es einen Moment, in dem Timurs Hoffnung auf politische Veränderung geweckt worden war: bei der Kandidatur des heutigen Präsidenten Ashraf Ghani. In Ghani, der lange im Westen lebte und mit einer libanesischen Christin verheiratet ist, glaubte Timur jemanden zu erkennen, der Afghanistan Frieden und Freiheiten bringen kann. Timur hatte ein kurzes Unterstützungsvideo gedreht und auf Facebook gestellt. Das Video

«In Therwil wurde ich wie neu geboren. Es ist der Ort, an dem ich die hiesige Sprache und Kultur erstmals kennen gelernt habe.»

ASLAM TIMUR
2015 AUS AFGHANISTAN IN DIE SCHWEIZ GEFLÜCHTET



S Gläbbergässli

Evas Stern, Riehens Gold Thürings Ende

VON NICOLAS DRECHSLER

Basel hat ein neues Flaggschiff und die ganze Stadt ist an den Rhein gepilgert, um zu sehen, wie der «Schlabbe» aussieht. Sagen wir es mal so: Wenn sich die Ueli-Fähri und das Raumschiff Enterprise ganz doll lieb haben und sich ein Zimmer nehmen, dann kommt neun Monate später so etwas Ähnliches dabei raus.

Das Schiff heisst «Rhytärn». Ich hätte es ja «Eva Herzog» genannt, nach der Basler Finanzministerin, der Wächterin über das Rheingold, der Kriemhild in der Basler Nibelungen-Saga. In diesem Epos gibt es ja auch zwei prominente Nebenfiguren, die an den Stripsen der Damen tanzen und am Ende den Kopf verlieren: Sigfried und Hagen von Tronje. Oder wie wir sie in Basel nennen, «Hampe» und «Baschi». Gibt es auf dem Schifflein nicht noch zwei Beiboote, die man nach ihnen benennen könnte?

Im überaltertsten Grosse Dorf Zentralschweiz, in Riehen, streitet man über das wichtigste aller Erste-Welt-Probleme: Parkplätze. Im Dorf, in dem es nichts gibt ausser Geld, will man den Dorf kern neu gestalten. Ja, Riehen hat einen Kern. Den will man jetzt mit Gold und Marmor pflastern, oder was man halt so tut, wenn das Durchschnittseinkommen der Einwohner dem Bruttoinlandsprodukt eines afrikanischen Zwergstaates entspricht. Aber die SVP, sie sorgt sich um das in ihren Augen höchste Gut, noch vor Neutralität und Unabhängigkeit, nämlich um Parkplätze. Obwohl - in Riehen braucht man keine Parkplätze, da braucht es Abstellplätze für Rollatoren. Na ja, ab und zu kommt der Leichenwagen vorbei. Die Einzigen, die mit dem Auto nach Riehen kommen, sind die Kinder, die mit dem Porsche Cayenne vorbeischaun, ob die Eltern das Erbe verprassen.

Propos Erbe: Sein politisches Vermächtnis komplett in die Tonne getreten hat Joël Thüring von der Basler SVP bei der ganzen E-Mail-Lese-Affäre rund um ihn und Nationalrat Sebastian Frehner. Bis vor einer Woche sah es nach einem Sieg von Thüring und Parteipräsident Lorenz Nägeli gegen Frehner aus. Jetzt ist alles anders, nach einer rätselhaften Mediation durch Nägeli. Frehner ist der Chef im Ring und Thüring hat keinen Job und keine politische Karriere mehr.

Was ist geschehen? Ist Thüring in den Sinn gekommen, auf dem Laptop, der bei der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt rumliegt, könnte etwas Peinliches drauf sein? Hatte Frehner noch Druckmittel in der Rückhand, oder ist Nägeli einfach ein sagenhaft guter Paartherapeut? Bei diesem Verein will man es eigentlich gar nicht so genau wissen. Aber es ist doch ein wenig wie bei einem spektakulären Unfall bei einem Autorennen: Wegschauen kann man auch nicht.